

# Für unsere Kinder

Nr. 7 . . . . . Beilage zur Gleichheit . . . . . 1909

**Inhaltsverzeichnis:** Fünf Dinge. Von Wolffg. Goethe. (Gedicht). — Neujahrsnacht. Von Brand. — Hans Jörg. Von E. Prezgang. (Gedicht). — Räuber und Soldaten. Von E. Almsloh. — Der Wind und die Fensterscheibe. Ein Märchen von E. Perwin. — Geselliges Leben der Tiere. — Zuckerladen. Von Fr. Güll. (Gedicht).

## o o Fünf Dinge. o o

Von Wolfgang Goethe.

Fünf Dinge bringen fünfe nicht hervor,  
Du, dieser Lehre öffne du dein Ohr:  
Der stolzen Brust wird Freundschaft nicht entsprossen;  
Unhöflich sind der Niedrigkeit Genossen;  
Ein Bösewicht gelangt zu keiner Größe;  
Der Neidische erbarmt sich nicht der Blöße;  
Der Lügner hofft vergeblich Treu und Glauben;  
Das halte fest und niemand laß dir's rauben.

o o o

## Neujahrsnacht.

Es ist elf Uhr nachts, als ich vom Schreibtisch aufstehe; die letzte Stunde im Jahre soll der Ruhe gewidmet sein. Das Geräusch der Straße ist längst verstummt; in meiner Stube ist es noch stiller; nur die Wanduhr tickt ihr gleichförmiges Ticktack, und vom Sofa her höre ich leise, ruhige Atemzüge: Meine Frau ist über ihrer Arbeit eingeschlafen; auf ihrem Schoße sitzt, gleichfalls schlafend, mein zehnjähriges Töchterchen, das Köpfschen an der Mutter Brust gelehnt. Die Lampe mit dem grünen Schirm verbreitet ein gedämpftes Licht im Zimmer. Ich setze mich behutsam in die andere Sofaecke und horche nach dem tiefen, sorglosen Atem der Schlafenden. Alles still. Die Stunde ist ganz dazu angetan, zu sinnieren und zu träumen. Meine Gedanken schweifen weit zurück in die Zeit, als ich selbst noch ein Kind war. Eine alte, liebe Melodie zieht durch mein Träumen:

„Gib mir die Blumen,  
Gib mir den Kranz . . .“

Ich denke mit Behmut an die Gespielen meiner Kindheit; das süße Bild einer kleinen Freundin taucht empor; sie hieß Nanni und hatte ein wunderhübsches Lockenköpfchen. Eines

Tages spielten wir „Menagerie“; ich war der Löwe und Nanni die Löwin. Unser Käfig war der große Tabakstisch im großväterlichen Hause; ein Bettlaken war der Vorhang. Wir hatten alle unsere Freunde und Freundinnen zu der großen Vorstellung geladen. Als der Vorhang aufging, erhob ich sofort ein furchtbares Gebüll, fiel über die arme, kleine Löwin her und zerzauste ihr die schönen Locken, daß sie jämmerlich zu heulen anfang. Damit hatte die Vorstellung natürlich ihr Ende gefunden; die Löwin lief weinend zu der gestrengen Tante, und das Publikum folgte ihr auf dem Fuße; ich saß höchst kläglich auf meinem Tisch allein. Arme kleine Nanni! Sie ist nun schon lange tot.

„Gib mir die Blumen,  
Gib mir den Kranz . . .“

Weiter schweifen meine Gedanken nach dem großelterlichen Hofe in der Heide am Rande des Föhrenwaldes, wo ich als Kind gespielt und gelacht habe. Der gute Großvater hatte aus Kiefernwurzeln einen kleinen Korbwagen geflochten, der auf wirklichen Rädern lief. Vor diesen Wagen spannten wir unseren braunen Schäferhund. „Fix“ war ein geduldiges Tier. Meist erstreckten sich unsere Fahrten in den Föhrenwald, der hinter dem Hause begann; das war mein liebster Aufenthalt. Dort wuchsen auf sonnigen Hügeln rote Kronsbeeren. Schon beim ersten Hügel machten wir Halt; Fix wurde ausgespannt, und nun begann etwas sehr Schönes: das Frühstück. Ich setzte mich in den Wagen und Fix setzte sich lerbengerade davor; er bekam gewöhnlich den größeren Teil von dem Brote und von der Scheibe Beutelswurf. Dann und wann kam eine Kohlmeise und sah uns zu, oder ein Rabe flog über die Kronen der alten Föhren.

Eines Tages sprang in unserer Nähe plötzlich ein Häslein auf, und Fix brannte mit dem Wagen durch. Da bin ich weinend zum Großvater gelaufen und habe ihm mein Leid geklagt. Wie lieb und gut mußte der alte Mann mich zu trösten! Auch er liegt längst unter dem grünen Rasen, und der Föhrenwald, das Paradies meiner Kindheit, ist vom Erdboden verschwunden. Du selige Kinderzeit, wie weit bist du, wie weit!

„Gib mir die Blumen,  
Gib mir den Kranz . . .“

Dann kamen trübe Tage. Die Not des Lebens pochte an das Elternhaus und zerstreute uns unter fremde Menschen. Ich mußte bei einem harten Bauern die Kühe hüten. Oft lag die Weide über eine Stunde vom Dorfe entfernt. Wenn die Kühe grasen, habe ich mich nach allen Seiten umgesehen, ob niemand in der Nähe weile, und dann habe ich mich hinter die Hecke geworfen und habe bitterlich geheult. Es hat aber niemand etwas davon erfahren.

Später kamen größere Schmersen, als alle die lieben Alten, die treuen Gefährten und Hüter meiner Kindheit, ins Grab sanken. Und andere Leiden kamen, von denen ein Kind noch nichts weiß. Aber mit den Leiden wuchs auch die Kraft, ihnen zu widerstehen. Ein Mensch kann ja viel mehr ertragen, als er sich einbildet. Wenn ich heute zurückblicke auf die Leiden und Freuden, soweit sie meine eigene Person betrafen, so muß ich bekennen: sie haben sich wohl die Wage gehalten. Das Schmerzliche vergißt man mit der Zeit, und an das Erfreuliche denkt man gern zurück.

Jahre des Kampfes folgten, des Kampfes zwischen den ererbten und erworbenen Vorurteilen und der eigenen Einsicht. Hart war der Kampf, so hart, daß das schwache Fahrzeug oft unter der Gewalt der inneren Stürme zu versinken drohte. Aber in jeder Not, in jeder Nacht leuchtete mir der Stern der Freiheit voran; ihm habe ich gläubig vertraut und tue es heute noch. Die eigenen Leiden sind zurückgetreten hinter den großen allgemeinen Jammer. Was will das eigene Leid bedeuten bei dem Glend einer Menschheit, die in Knechtschaft und Not dahingleuchtet und keine Freude mehr hat an der mütterlichen Natur und an dem schönen leuchtenden Gestirn des Tages!

Darum will ich hineingehen in die Hütten der Arbeiter und will zu ihren Buben und Mädchen sprechen: Ihr Kinder der Arbeiter, es ist ein Kampf entbrannt! Die Not lehnt sich auf im Lande und will ans Licht! Eure Väter und Mütter darben und seufzen unter schwerer Arbeit, und man gibt ihnen ihren verdienten Lohn nicht. Ihr Kinder der Arbeiter, werdet Männer und Frauen! Daß ihr eintreten könnt in die Reihen der Kämpfer für Freiheit und Recht! In dieser ernstesten Stunde am Beginn eines neuen Jahres wollen wir geloben:

Bis eure Mütter nicht mehr darben,  
Die Väter freudig Arbeit tun,  
So lange soll auch, Mädchen, Knaben!  
Der harte, schwere Kampf nicht ruhn.

Es ist drei Minuten vor zwölf. Meine Lieben schlafen noch immer. Die Kleine lächelt im Schlafe. Ich mag sie nicht wecken. Die Wanduhr tickt lauter, als wüßte sie, daß sie gleich das neue Jahr verkünden soll. Ich stehe leise auf und öffne das Fenster. Totenstille. Mein Herz klopft überlaut. Vom Turme dröhnen die zwölf Glockenschläge durch die Nacht. Eins! Das ist die Ausbeutung. Zwei! Das ist die Knechtschaft. Drei! Das ist die Not. Vier! Das ist die Unwissenheit. Fünf! Das ist das Geißelheer der Krankheiten. Sechs! Das ist der Tod. — Hörbar schlägt mein Herz und meine Fäuste ballen sich: Sieben! Das grollte der Jorn. Acht! Das schrie die Wit. Neun! Das rief die Kraft. Zehn! Das fordert zum Kampf. Elf! Das jauchzt der Sieg. Zwölf! Das jubelt die Freiheit! Freiheit läuten die Glocken, und am Himmel glänzt wieder der Stern meiner Jugend, das herrliche Bild des Orion. O leuchte, du schöner Stern, dem Kampfe der Unterdrückten voran, leuchte uns zum endlichen Siege! Brand.

o o o

### Hans Jörg.\*

Von Ernst Preczang.

Das war Hans Jörg, der am Amboss stand  
Und den Hammer führte mit sehniger Hand.  
In rote Funken versprächte die Blut,  
Hans Jörg schlug sicher, Hans Jörg traf gut,  
Und er lachte dazu in die zischenden Flammen:  
"So schmieden wir uns unsre Zukunft zusammen!  
So glühn ineinander wir Stück für Stück  
Und hämmern uns ein erzenes Glück! . . .  
Ei, Kameraden!" er rief es laut,  
„Wer ist's, der nicht an dem Werke baut,  
Das wir freudigen Mutes begonnen?  
Ward nicht jeder schon, jeder gewonnen?  
Hat nicht alle die klingende Zeit geweckt,  
Die empor ihre jungen Glieder redt,  
Und seht ihr nicht Sterne und Sonnen?  
Und seht ihr des Morgens rote Pracht  
Nicht schimmern heraus aus der drückenden Nacht?  
Zum Teufel! Wer zagt noch in feiger Geduld  
Und sät zu der Herren die eigene Schuld  
Und regt nicht die schaffenden Hände,  
Daß das eigene Schicksal sich wende?!

Und ist's auch mit heut nicht und morgen getan,  
So gehn wir doch vorwärts die steinige Bahn,

\* Aus „Im Strom der Zeit“. Verlag J. S. W. Dietz Nachfolger. Stuttgart 1908.

So trogen wir doch der gewaltigen Macht,  
Die uns zum leidenden Amboß macht,  
Die am liebsten in eberne Klammer  
Uns schlägt mit eisernem Hammer.“

Hans Jörg stand, ein Riese, im Feuerschein,  
Da trat der Alte zur Thür herein,  
Der Herr der Fabrik, der zornig rief:  
„Hans Jörg! Hier! Nimm deinen Abschiedsbrief!  
Genug sitr wahr ist's der Heferei —  
Du bist entlassen! . . .

Und wie's auch sei:

Ich sage: du predigst nur eitel Schaum,  
Denn niemals lebst dein begehrtlicher Traum!  
Die Herren sind wir! Und ein Knecht du bist,  
Und es bleibt, wie es ewig gewesen ist!  
Viel eh'r in die Erde der Amboß sinkt,  
Eh' vom Hammer auch nur ein Stückchen springt!“ . . .

Schrick klingt es durch den gewaltigen Saal,  
Das Eisen knirscht, es pfeift der Stahl,  
Dampf rattern die Maschinen.  
In ihren Räubern funktelt's und glüht,  
Und es murrert und es großt wie ein zorniges Lied:  
„Wir wollen nicht ewig dienen!“

Hans Jörg steht im roten Feuerschein  
Und lacht dem Alten ins Gesicht hinein  
Und reißt empor seine Riesengestalt  
Und hebt den Hammer mit mächt'ger Gewalt  
Und läßt auf den Amboß ihn sausen nieder,  
Daß dröhnend im Saale das Echo klingt wieder.

Und — nicht einen Zoll der Amboß sank,  
Doch der Hammer in tausend Stücke zerprang . . .

o o o

## Räuber und Soldaten.

Zan Zansen schlich lautlos wie ein Biesel  
den schmalen Gang zwischen Meiers und  
Wöttchers Haus entlang.

Am Ende des Ganges stand der Ziegenstall.  
Von der Ecke des Ziegenstalles aus konnte  
Zan das ganze Feld hinter den Häusern über-  
blicken.

Leise drückte er sich an dem Stalle entlang.  
Plötzlich meckerte die Ziege so laut, daß der  
Knabe erschrocken zusammenfuhr. Aber im  
nächsten Augenblick schämte er sich schon. Er,  
ein Räuber mit dem stolzen Namen Adlerblick,  
konnte sich von einer hungrigen Ziege in  
Angst jagen lassen!

Vorsichtig spähte er um die Ecke. Sein Haupt-  
mann hatte gerade ihn zum Auskunftschafsten  
ausgeschickt, weil er Adlerblick hieß, und weil

er am schnellsten laufen konnte, wenn die Sol-  
daten hinter ihm her waren.

Aber jetzt kriegte Zan noch einen viel größeren  
Schrecken als vorhin bei dem Meckern der  
Ziege! Das Blut stockte ihm ordentlich: keine  
drei Schritte vor ihm saß auf einer umgekehrten  
Karre in Meiers Hof Hermann Junge, der  
Soldatenkönig! Er hatte seinen Helm neben  
sich auf die Karre gelegt; in der einen Hand  
hielt er seinen neuen Säbel, den er zu Weih-  
nachten bekommen hatte, und mit der anderen  
faßte er einen kleinen Kohlstrunk, als wenn  
er eine Zigarre wäre, und von Zeit zu Zeit  
führte er ihn stolz zum Munde, als ob er  
rauchte.

„Donnerwetter!“ dachte Zan Zansen, „das  
wäre ein Fang!“ Aber er wußte doch nicht,  
ob die anderen Soldaten nicht auch in der  
Nähe waren. Und selbst wenn Hermann Junge  
allein war, so hatte er mit seinen dreizehn  
Jahren doch viel mehr Kräfte als Zan, der  
im August erst elf Jahre alt geworden war.

Leise schlich Zan zurück. Als er dabei gegen  
eine alte Mistforke stieß, die an dem Stalle  
stand, sah er noch, wie Hermann Junge sich  
rasch umdrehte und nach seinem Helm griff.  
Da rannte Zan schnell wie ein Windhund den  
Gang zurück, setzte mit einigen großen Sprüngen  
über die Straße und verschwand drüben in  
Sattlers Garten. Von dort kletterte er über  
die Planke in Struthoffs Zimmerplatz, wo das  
geheime Hauptquartier der Räuber war.

Gerd Wortmann empfing ihn mit finsterner  
Miene, wie das alle Räuberhauptmänner  
machen.

„Hast du die Feiglinge gesehen?“

Zan berichtete.

„Und weiter nichts? Hast du die anderen  
denn nicht gesehen? Dann hättest du doch  
auf ihn losgehen sollen.“

„Hermann Junge ist doch viel stärker als ich.“

„Pah! Hättest ihm doch seinen Helm weg-  
nehmen sollen!“

Gerd rief die Räuber herbei, die hinter den  
Holzstößen lagen. Dann verabredeten sie gemein-  
sam ihren Kriegsplan. Gerd sollte mit Zan  
Zansen und mit Kalli Meinken, der der stärkste  
nach Gerd war, den Weg zurück machen, den  
Zan gekommen war. Die anderen sollten sich  
von der anderen Straße aus über den Bau-  
platz hinweg auf das Feld schleichen, wo ver-  
mutlich alle Soldaten lagen. Daß Hermann  
Junge allein auf der Karre gefessen hatte, kam  
nicher daher, daß er sich wieder als König fühlte,  
der in einem Zelt allein sein müsse. Aber

inzwischen würde er wohl schon bei den anderen sein, weil er sicher Jan Jansen bemerkt hatte. Wenn es zur Schlacht kommen sollte, dann mußten die Soldaten von beiden Seiten angegriffen werden, von Gerd, Jan und Kalli auf der einen, und von den anderen Räubern unter Klaus Harms auf der anderen Seite.

„Und feste drauf auf die Kerls! Der Hermann Junge spielt sich jetzt auf mit seinem Helm und dem Säbel! Das müssen wir ihm abgewöhnen. Er denkt, weil er in die Realschule geht und weil sein Vater Inspektor ist, darum müßte er immer der erste sein. Und die anderen haben auch Angst vor seinem Vater!“

Gerd pfiß dreimal kurz, indem er zwei Finger in den Mund steckte, und dann setzten sich die beiden Trupps in Bewegung.

Fünf Minuten später war der Kampf im vollen Gange. Gerd, Kalli und Jan hatten Hermann Junge nicht mehr angetroffen; aber sie sahen ihn und die Soldaten hinter dem Heuschober auf Meiers Wiese stehen, wie sie alle fleißig nach den Räubern ausguckten.

Gerd und seine beiden Freunde warteten erst noch ein Weilchen, bis sie annehmen konnten, daß Klaus und die anderen Räuber auch bald da sein mußten. Dann erhoben sie plötzlich ein fürchterliches Kriegsgeschrei. Sie brüllten aus voller Kehle, als ob alle Räuber zusammen wären. Und richtig, alle Soldaten kamen angestürmt, um sich gegen den vermeintlichen Überfall zu decken. Aber kaum waren sie hinter dem Heuschober hervorgekommen, da brüllten die übrigen Räuber in ihrem Rücken.

Sein Holzschild in der Hand schwingend sprang Gerd in großen Sähen auf die Soldaten zu.

Aber Hermann Junge war auch nicht faul. Er stürmte allen seinen Soldaten voran; seine Rechte suchtelte mit dem Blechsäbel wild herum, mit der Linken hielt er bald den Helm fest, der ihm beim Laufen auf dem Kopfe wackelte, bald faßte er damit die Säbelscheide an, die ihm öfter zwischen die Beine geriet.

Jetzt waren Soldaten und Räuber handgemein. Zuerst hieben sie mit den Schwertern gegeneinander. Krach, krach, ging es, bis Gerd mit seinem dicken Holzschild so fest gegen den Blechsäbel schlug, daß dieser sich ganz krumm bog. Außerdem hatte dabei der Säbel sich so in Hermanns Hand gedreht, daß dieser vor Schmerz seine Waffe fahren ließ. Wütend vor Schmerz und vor Arger über den verboge-

nen neuen Säbel sprang Hermann nun auf Gerd los und schrie: „Warte du! Das vergelte ich dir! Jetzt wollen wir ringen.“

Und ehe Gerd noch sein Schwert wegwerfen und sich auf den Ringkampf rüsten konnte, hatte Hermann ihn schon umklammert und Untergriff gefaßt.

Gerd machte schnell die Beine breit, um zu verhindern, daß Hermann ihn gleich beim ersten Male warf. Dann ließ er sein Schwert fallen und umschlang mit beiden Armen Hermanns Oberkörper.

Alle anderen Soldaten und Räuber hatten bei diesem Zweikampf ihre sonstige Gegnerschaft vergessen. Wenn die beiden Stärksten miteinander rangen, dann war das ein Schauspiel, das sich keiner entgehen lassen wollte. Hermann war ein strammer, sehniger Bursche, ein guter Turner und Schwimmer, dabei der Sohn des Inspektors; Gerd war vaterlos, seine Mutter ging waschen, und Gerd mußte mit verdienen helfen; er war nach der Schulzeit Laufbursche in einem Eisenwarengeschäft. Seinen Ruf unter den Jungen verdankte er seiner lagenartigen Selentigkeit, seinem entschlossenen Mute und seiner Klugheit. Er war in der Klasse stets der Erste.

„Beinstellen gilt nicht!“ schrien die Räuber, als Hermann ein unlauteres Mittel anwenden wollte.

„Halt aus, Gerd!“ rief Jan Jansen.

Gerd biß die Zähne zusammen, als ihn der stämmige Hermann in die Luft hob, um ihn dann durch einen Druck nach links zu Falle zu bringen. Aber gewandt parierte Gerd mit mit seinem rechten Bein; dann holte er tief Atem, hob sich auf die Beine und bohrte seinem Gegner seine Fäuste in den Rücken. Hermann schüttelte sich ein paarmal hin und her, aber die knochigen Fäuste Gerds bohrten zu fest, so daß sein Gegner, um sich Luft zu machen, seine Hände, die er bisher zum eisernen Ringe um Gerds Leib geschlossen hatte, vorübergehend löste und sich hintenüber bog.

Aber diesen Augenblick hatte Gerd klug vorausgesehen, und mit Blitzesschnelle umschlang er jetzt Hermann mit Untergriff. Die Freude über diesen Erfolg verlieh ihm verdoppelte Kräfte. Jetzt packte er seinen Gegner, hob ihn hoch in die Luft und schleuderte ihn in selbem Augenblick auf die Erde.

Wütend knirschte Hermann mit den Zähnen. Aber so sehr er sich auch sträubte, Gerd ließ ihn nicht los, mit atemloser, heißerer Stimme schrie er:

„Gefangen!“

Dieses Wort war zugleich ein Kampfruf für seine Miträuber, die aus dem Siege ihres Anführers auch für sich selbst neuen Mut schöpften.

„Die Räuber!“ ertönte ihr Schlachtruf.

„Die Soldaten!“ antworteten ihre Gegner.

Und krach, krach, krach ging es. Bald hörte man einen Schmerzensschrei, bald schrie einer: „Das gilt nicht! du haust ins Gesicht!“ bald zersplitterte ein Holzfäbel.

Aber die Soldaten hatten doch den eigentlichen Mut verloren. Und als sie sahen, daß Gerd Wortmann und Kalli Meinken ihren König gefesselt hatten und nun beide mit gehobenem Mute in die Schlachtreihen zurückkehrten, da war es aus mit der Kampflust der Soldaten. Ehe nur Gerd ganz heran war, kehrten die Soldaten um und rannten in wildem Galopp auf den Heuschober zu.

Wenn sie hineinkamen, so waren sie vorläufig gerettet, und die Räuber mußten sie erst belagern.

Aber Gerd kam ihnen zuvor. Er lief, daß man kaum seine Beine ertönen konnte, und erreichte so noch vor den ersten flüchtenden Soldaten die Tür des Heuschobers. Und hier pflanzte er sich auf, mit blühenden Augen und geballten Fäusten die Soldaten erwartend.

Aber er wäre doch von ihrer Übermacht verjagt worden, wenn nicht auch seine Räuber, allen voran Kalli Meinken, Klaus Harms und Jan Janzen, herangestürzt wären und die Soldaten eingekreist hätten.

„Ergeben! Ergeben!“

So lautete ihre Forderung, und die ermatteten Soldaten machten auch nicht erst viele Schwierigkeiten. Sie lieferten ihre Waffen ab und ließen sich in eine Ecke des Heuschobers abführen.

Auch Hermann Junge wurde hereingeführt.

Seine Soldaten empfingen ihn in heller Empörung.

„Du bist schuld an der Niederlage,“ schrien sie durcheinander. „Du willst immer alles am besten wissen, und wir sollen bloß gehorchen. Wenn du nicht weggegangen wärest nach Meiers Hof, um dich als König im eigenen Zelt aufzuspielen, und wenn du lieber Posten ausgestellt hättest, und wenn Willi Mayerdiercks und Kalli Meinken noch zu uns gehörten, die du weggefesselt hast, und wenn —“

So schwirrten die Vorwürfe durcheinander.

Hermann Junge war so ärgerlich und beschämt, daß er gar nicht die richtigen Worte

fand, um sich zu verteidigen. Schließlich rief er:

„Die Räuber haben doch auch einen Anführer! Gerd Wortmann kommandiert doch auch!“

Jetzt mischten sich die Räuber mit ins Gespräch.

„Bei uns ist das anders!“ sagte Klaus Harms, „wir wählen unseren Anführer selbst.“

„Ja, aber ihr wählt doch immer Gerd Wortmann!“

„Immer nicht! Und wenn wir es tun, so darum, weil er es am besten kann.“

„Und weil er sich nicht so aufspielt wie du, Hermann Junge,“ rief Kalli Meinken dazwischen, „bei uns hat Gerd nicht allein alles zu sagen, wir beraten immer zusammen, was wir tun wollen. Und wenn Gerd nicht will wie wir, dann setzen wir ihn ab.“

„Dazu hätte ich aber keine Lust,“ meinte Hermann Junge spöttisch, „ich bin auch König, mich kann man nicht absetzen.“

„Aber unterkriegen kann man dich doch,“ lachte der kleine Jan Janzen vergnügt, „au, wie der Gerd dich dahingelegt hat auf die Wiese!“

„Trotz deines neuen Säbels und trotz des Helmes,“ spottete Willi Mayerdiercks.

Hermann Junge war das Weinen näher als das Lachen.

„Das sag' ich meinem Vater,“ rief er mit weinerlicher Stimme, „der sagt's dann deinem Vater, und dann sollst du mal —“

„Das wirst du nicht tun,“ nahm jetzt Gerd das Wort, „psst, Hermann, wer wird denn pezen! Wenn du das tußt, dann spiele ich nie mehr mit dir.“

„Dann sollen sie mich auch nicht mehr uzen,“ heulte Hermann jetzt laut auf, „das lasse ich mir nicht gefallen. Mein Vater ist Inspektor und — —“

„— und meine Mutter ist Waschfrau, und darum bist du doch nicht mehr als ich und die anderen.“

„Du willst bloß König sein, das weiß ich schon lange.“

„Papperlapapp! König sein! Wir brauchen überhaupt keinen König. Was du immer mit deinem König hast!“

„Ja, ein König muß doch sein — —“

„— ist gar nicht nötig, die Franzosen und die Amerikaner — —“

„Kalli! Ka—Li—i—i!“

„Ich muß nach Haus, meine Schwester ruft mich!“

„Wie spät ist es denn?“

„Es hat eben sieben geschlagen.“

„Au, da muß ich auch weg!“

„Ich auch!“ — „Ich auch!“ — „Ich auch!“

Räuber und Soldaten trösteten sich einzeln und in Gruppen nach Hause.

Als die Jungen schon alle beim Abendessen saßen und im Heuschober alles still war, kam eine kleine Maus aus der Ecke heraus und meinte zu ihrem Manne, der langsam hinter ihr her getrippelt kam:

„Hast du gehört, Väterchen? Wie die Alten jagen, so zwitschern die Jungen!“

„Ja ja,“ brummte der alte Mausevater, „so ist es immer gewesen, und so wird's auch wohl immer bleiben.“

Ernst Almstöß.

o o o

## Der Wind und die Fensterscheibe.

Ein Märchen von Eugen Lewin.

Seit unendlich vielen Jahren wandert der Wind ruhelos durch die weite Welt. Fliegt über das breite Meer und wühlt es auf; scheucht die Wolken über die Berge und spielt wie ein Kind mit der weißen Wäsche auf der Wiese im Sonnenschein. Nirgends aber rastet er; wird ihm etwas langweilig, so sagt er nur einfach: Hui! und wandert weiter.

Hoch im Norden auf einem Felsen am Meeresufer, in einem Lande, wohin kein Sonnenstrahl dringt, da ragt ein altes Schloß in die stürmenden Lüfte. Der hohe Turm ist geborstet und die Fensterhöhlungen starren ins Weite wie blinde Augen. Das ist die düstere Heimat des Windes. Alle Jahre einmal kommt er dorthin, um sich von seinen weiten Fahrten auszuruhen und frische Luft zu schöpfen. Dann erzählt er seinem alten Freunde, dem Schloßturm, was er erlebte, und fliegt wieder fort.

In einer schönen lauen Sommernacht gaben die Blumen auf einer Wiese ein prächtiges Fest. Auf dem breiten Dache eines Pilzes saßen Käfer und Fliegen und spielten zum Tanze auf. Der Mond am Himmel nickte und freute sich königlich. Auch der Wind war geladen; er zeigte sich außerordentlich galant zu den gepuzten Frauen, geleitete sie zu einem Tische, an dem Gänseblümchen in weißen Schürzen kühlende Taurotropsen kredenzten, und tanzte mit allen frisch aufblühenden Blumenknospen. Wenn sie heiß vom Tanzen ge-

worden waren, so wehte er ihnen mit dem Fächer frische Luft zu. „Wie wohl das tut,“ flüsterte eine Tulpe, die vor Ermattung kaum noch sprechen konnte. Als aber die Sterne allmählich erloschen und der Mond sich in ein Wolkenbett verkroch, da wollte der Wind nicht länger mehr bleiben. Hui! piff er in wilder Ungebuld und schüttete eine graue Staubwolke über die erschrockene Tanzgesellschaft. Und weg war er.

Später einmal an einem klaren Herbstmorgen schlenderte der Wind durch die langen Straßen einer Stadt; und weil er seine mutwilligen Späße nicht lassen konnte, so warf er lachend im Vorübergehen den Bäckerjungen, die eben das Brot in die Häuser trugen, die weißen Mützen vom Kopfe. Wie er so dahinging, fiel es ihm plötzlich ein, es sei Zeit, auf das Schloß, zum Freunde Turm zurückzukehren. Tiefe Sehnsucht ergriff ihn, er hörte das alte, dunkle Meer brausend ans Ufer schlagen, und er machte sich auf den Weg. Eben wollte er die Stadt verlassen, da erblickte er eine helle, spiegelblank gepuzte Fensterscheibe, die stolz im Morgenlicht funkelte. Der Wind mußte stehen bleiben: so vornehme Anmut war ihm noch nie begegnet. Er merkte sich das Haus, in dem die Scheibe wohnte, und beschloß, im nächsten Frühling vom Schloße aus nach der Stadt zurückzukehren, die Dame aufzusuchen und sich in sie zu verlieben. Als er aufs Schloß kam, erzählte er sogleich dem Turme, daß er sich bald in eine blanke Jungfrau verlieben werde. „Viel Glück!“ krächzten die Raben, die im bröckeligen Gemäuer wie Zigeuner hausten, „viel Glück!“ daß es weit über das Wasser schallte. Der Burgturm aber schüttelte schweigend das ergraute Haupt. Fensterscheiben waren ihm zuwider. —

Als der letzte Schnee weggetaut war, lehrte der Wind frisch und munter nach der Stadt zurück, suchte die Fensterscheibe auf, und als er sie gefunden, da verliebte er sich in sie, ganz so, wie er es vorher beschlossen hatte. Jedesmal, wenn er an ihr vorbeikam, machte er ihr eine Fensterpromenade oder gar eine Liebeserklärung, Kußhände warf er ihr zu und Hunderte von weiß-roten Apselblüten, die sich eben erst entfaltet hatten. Aber ach! die Fensterscheibe liebäugelte mit dem Schornstein eines gegenüberliegenden Hauses und blieb hart und kalt gegen den Wind. Wenn er gar zu freundlich wurde, so drehte sie sich ganz einfach um und sagte:

„Was wünschen Sie von mir, mein Herr? Für was halten Sie mich eigentlich? Ich bin eine feste, ehrbare Natur. In meiner Kindheit habe ich zwar heiße Schicksale durchlebt; die aber haben mir eine gute Form und Haltung gegeben. Was sind Sie dagegen? Sie treiben sich in der weiten Welt herum, ohne feste Anstellung und sicheres Auskommen. Sehen Sie sich den Schornstein da drüben an, der aus Stein ist und seine hohe Stellung zu behaupten versteht!“

Jetzt machte sich die Jalousie, das Kammerfräulein der Fensterscheibe, durch Klappern vernehmlich. Sie war dem Winde nämlich geneigt und deshalb eifersüchtig auf ihre Herrin.

„Übereilen Sie sich nicht, Weiter. Sehen Sie nicht, daß die Gnädige bereits Runzeln im Gesicht hat.“

Zufällig vernahm die Fensterscheibe diese Worte. So heftig ärgerte sie sich, daß der Holzrahmen, in dem sie saß, krachte und knarrte.

„Wollen Sie wohl schweigen,“ rief sie erboht aus, „Sie ungeschliffenes Ding! Was sind Sie ohne mich? — Nichts. Ich bin durchsichtig, das ist die Hauptsache. Das größere Auge des Menschen bin ich, die Scheidewand zwischen zwei Welten, der inneren und der äußeren. Will man die beiden in Verbindung setzen, stets muß man sich zunächst an mich wenden. Wie gesagt: ich stehe hoch über Ihnen und Sie haben mir zu gehorchen und zu schweigen.“

Damit endete sie. Bald darauf kam der Wind wieder, um seinen letzten Antrag zu machen. Er hatte unterwegs einen wunderschönen Blumenstrauß gepflückt; nun huschte er ganz leise und voller Schüchternheit herbei. Aber ach! er stieß zuerst auf die Jalousie, die gerade in der warmen Sonne promenierte. Sie wollte ihn aufhalten, er aber stieß sie hastig beiseite und machte dann endlich der Fensterscheibe seine Aufwartung. Lauter artige, wohlklingende Worte sagte er ihr, die er zuvor auswendig gelernt hatte: daß er sie nun doch seit einigen Tagen kenne; daß er mit ernsten Absichten käme; daß sie beide überhaupt vortrefflich zusammenpaßten.

„Oho, wir passen gar nicht zusammen,“ rief die Scheibe, und trübe lief sie an vor heftigem Arger und Stolz. „Wissen Sie nicht, daß ich mit dem Diamanten verwandt bin, der am königlichen Hofe verkehrt? Von Ihrer Familie aber habe ich nie etwas gehört. Mit Wolken treiben Sie sich herum. Gebildeten Leuten werfen Sie die Hüte von den Köpfen; während

ich meine Grundfläche habe. Ich will nicht. Belästigen Sie mich nicht mehr. Das ist mein letztes Wort.“

Damit wandte sich die Fensterscheibe ein wenig um und sah anderswohin. Der Wind aber, der doch nun einmal so stürmisch von Natur ist, war so erregt, daß er die Angebetete plötzlich umarmte. Der Tollkopf! So überaus fein war sie doch und so empfindlich. Nun schrie sie auf — dann zerbrach sie in tausend Stücke, ein Teil von ihr stürzte hinunter in den Schmutz der Straße, ein kleiner Rest blieb noch im Holzrahmen stecken.

„Glück und Glas,  
Wie leicht bricht das!“

klapperte die Jalousie, schadenfroh und altklug.

Aber der Wind lehrte mit gebrochener und verwilderter Seele zurück auf das Schloß. Als ob er die Frühlingssonne ausblasen wollte, so jagte er durch den Himmel. Dann verkroch er sich einsam und beschämt in den Turm und heulte da jämmerlich über seine unglückliche Liebe. Schwere Steine stürzten aus den rissigen Wänden und das Lumpengefindel von Raben und Krähen stob kreischend in die Höhe. Dicke Wolken jagten vorbei, und zischend schlugen die Meereswellen gegen die Felsen.

o o o

## Geselliges Leben der Tiere.

Ihr alle kennt wohl den Bären, habt ihn auf dem Jahrmarkte tanzen oder in der Menagerie im Eisenkäfig wütend hin und her trotten sehen. Gar manche Fabel erzählt von seiner Ungeschicklichkeit und Plumpheit. Erinnert ihr euch, wie einmal ein Bär eine Fliege von der Stirn eines Ginsiedlers verschrecken wollte und einen großen Stein nach diesem warf, so daß er mit der Fliege auch seinen armen Freund tötete? Oder auch wie der Bär so tomische Veruche machte, sich den Honig zu holen, den er so gern schleckt? Zu dem, was ihm nachgesagt wird, gehört auch, daß er für sich allein lebe, ein ungeselliger, griesgrämig brummender Bursche sei. Trotzdem dürft ihr nicht glauben, daß der Bär von Natur aller Gesellschaft mit seinesgleichen feind und ein unverbesserlicher — Brummbär ist. In unbewohnten Gegenden, wo die Menschen auf ihn nicht Jagd machen, ist er in großen Trupps angetroffen worden. Der Gelehrte Przewalsky erzählt zum Beispiel, daß er im nördlichen Tibet (einem Hochland Asiens)

Bären getroffen, die in Herden lebten. Die Eingeborenen haben versichert, daß sie hundert und hundertfünfzig Bären zusammen schlafend in den Höhlen gefunden haben. Die Eisbären versammeln sich bei einer großen Beute gern in stattlicher Anzahl. Pechuel-Übische schreibt darüber: „Wir sahen auf einem Eisfeld eine ungewöhnlich zahlreiche Bärenversammlung, die doch sicherlich ihre besondere Ursache haben mußte. Diese blieb uns auch nicht lange verborgen. Am Rande des Feldes lag der aufgebunzene Leichnam eines Wales, und die Bären hatten sich zu einem Schmause eingefunden. Es war ein lustiges Bild.“

Bei uns geht der Fuchs, unser schlauer Meister Reineke, allein seine Schleichwege, die oft zum Schrecken der Bauern in einem Hühnerstall enden oder einer Gans das Leben kosten. In anderen Gegenden zieht er mit seinesgleichen zusammen auf Raub aus. Bekannt ist die Geselligkeit der kalifornischen Füchse. Auch die Polarfüchse gehen ihrer Beute in Rudeln nach. Nach Brehm erzählt Steller davon folgendes: „Vergruben wir etwas noch so gut und beschwerten es mit Steinen, so fanden die Polarfüchse es nicht allein, sondern schoben wie Menschen mit den Schultern die Steine weg und halfen, unter denselben liegend, einer dem anderen aus allen Kräften. Verwahrten wir etwas auf einer Säule in der Luft, so untergruben sie dieselbe, daß sie umfallen mußte, oder einer von ihnen kletterte wie ein Affe oder eine Aaze hinauf und warf das darauf Verwahrte mit unglaublicher Geschicklichkeit und List herunter. Sie beobachteten all unser Tun und begleiteten uns, mochten wir vornehmen, was wir wollten. Warf die See ein Tier aus, so verzehrten sie es, ehe noch ein Mensch dazu kam, zu unserem größten Nachteil; und konnten sie nicht alles gleich aufessen, so schleppten sie es stückweise auf die Berge, vergruben es vor uns unter Steinen und liefen ab und zu, solange noch was zu schleppen war. Dabei standen die anderen auf Posten und beobachteten der Menschen Ankunft. Sahen sie von ferne jemand kommen, so vereinigte sich der ganze Haufen und grub gemeinschaftlich in den Sand, bis sie einen Seeotter oder einen Seebären so schön unter der Erde hatten, daß man keine Spur davon erkennen konnte.“

Das muntere, behende Eichhörnchen, an dessen lustigen Sprüngen ihr euch ergötzt, baut zwar sein eigenes bequemes Nest und sammelt seine eigenen Vorräte, doch hält es gute Nach-

barschaft und freundlichen Verkehr mit seinesgleichen. Wenn die Nahrung in einem Wald seltener wird, wandern die Eichhörnchen sogar zusammen in Scharen aus. Krapotkin erzählt von ihnen, daß sie tagsüber, wenn sie nicht Nahrung suchen, die Zeit bei munterem Spiele verbringen. Haben sie sich in einer Gegend zu schnell vermehrt, dann versammeln sie sich in Abteilungen und wandern südwärts, wobei sie die Wälder, Felder und Gärten verwüsten. Füchse, Iltisse, Falken und Nachtraubvögel folgen ihnen in dichten Scharen und erbeuten vereinzelte Eichhörnchen, die zurückbleiben.

Warum sich wohl die Tiere in Herden, Rudeln, Trupps zusammmentun? Je nun, ihr könnt es euch leicht denken, wenn ihr euch vorstellt, weshalb zum Beispiel im Winter auf dem Dorfe die Männer zusammen ausziehen, um einen Weg durch den tiefen Schnee zu bahnen, oder weshalb viele Menschen zusammenhelfen, um eine Feuersbrunst zu löschen oder ein wildes Tier einzufangen, das aus der Menagerie ausgebrochen ist. Einigkeit gibt Schutz und Stärke. Die stärksten Raubvögel sind den vereinigten kleinen Vögeln gegenüber machtlos. (Schluß folgt.)

o o o

## Zuckerladen.

Von Friedrich Güll.

Kommt nur herbei, ihr Leut'!  
Gute War' hab' ich heut.  
Zucker und Honigseim,  
Bonbons und Gerstenschleim,  
Lebkuchen, Pfeffernuß,  
Rosinen, Zwetschgenmus,  
Quitten, Johannisbrot,  
Biskuit und Anisbrot,  
Weinbeer' und Zitronat,  
Konfekt und Schokolad',  
Schifflein und Zuckerstern',  
Feigen und Mandelkern',  
Datteln und Hühelbrot.  
Ei, so versucht ein Lot,  
Hier kauft ihr alles echt,  
Was ihr nur haben möcht'!

Verantwortlich für die Redaktion:  
Frau Clara Jettin (Gundel), Wiltelmsstraße,  
Post Degerloch bei Stuttgart.  
Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.